

Jacques Derridas *Et cetera* auf der Schwelle in den deutsch-sprachigen Diskurs

Thomas Schlereth

„das leere Flickwort *und*, das wir gar nicht verstehen, und welches überhaupt das unverständlichste und durchaus durch keine bisherige Philosophie erklärte Wort in der ganzen Sprache ist“ (Johann Gottlieb Fichte: Die Wissenschaftslehre – Zweiter Vortrag im Jahre 1804, Siebenter Vortrag)

Die vorliegende Übersetzung geht primär auf das Interesse an der philosophischen Fragwürdigkeit der Konjunktionen zurück. Was haben kleine Worte wie das *und* für die Frage nach dem Denken beizusteuern? Wie verortet sich das menschliche Denken in der Welt angesichts dessen, dass ihm Worte wie das *und* gegeben sind? Gibt es aus dieser Richtung, aus dem Zwischen oder Jenseits großer Begriffe, ergänzende oder anders lautende Angebote? Wohin könnte es das Denken führen, sich von diesen Lauten ohne Bedeutung in einem inhaltlichen Sinn leiten zu lassen?¹ Was macht es also mit den Konzepten und Prinzipien von Inhalt und Bedeutung, wenn die Binde- und Fügeworte nicht mehr nur formale Dienstleister zu inhaltlich vorbestimmten Zwecken darstellen? Wenn sie nicht mehr ausschließlich in linguistischen und formal-logischen Reglements aufgehen, sondern auch an deren Grenzen und über sie hinaus auftreten? Denn welcher Satz, welche Aussage, welcher Text steht nicht vor einem potentiell neuen Anfang und einer anderen Offenheit, sobald sich das abschließende Satzzeichen durch ein *und* ersetzt sieht?

Die Entdeckung von Jacques Derridas *Et cetera* verdanke ich der Lektüre von Peter Bextes *Konjunktion und Krise*.² Zwar widmet Bexte den Zeilen von Derrida keine gesonderte Betrachtung. Dafür spürt er den Mitteln und Wegen der Konjunktion *und* in einer Fülle anderweitiger Beispiele nach, um eine besondere Verdichtung der Funde in den 1920er Jahren auszumachen – der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Die Spezifika der Konjunktion kommen dabei nicht nur im Medium von Texten zu Bewusstsein, wie etwa *und* allem voran in der philosophischen Arbeit von Franz Rosenzweig. Auch und gerade in Bildern beginnt das Befragen der Konjunktion sinnfällig zu werden. Hier wiederum treten die Assemblagen von Kurt Schwitters hervor. Als hätte das kleine Wort an den unzählbaren Optionen, die ihm innerhalb der Wortsprache offen stehen, noch lange nicht genug. Und auch im Detail geht die Konjunktion mit einem Zug ins schwer Begrenzbare einher. In jedem noch so kleinen Beispiel bewerkstelligt sie nicht nur eine Verbindung, sondern vollzieht stets parallel eine Trennung zwischen ihren Relata. So eignet das Wort mit seinen drei Lettern sowohl zum Zentralinstrument hoffnungsfroher Verknüpfungsvorhaben als auch zum Signum für eine aus den Fugen geratene Welt. Und in beiden Richtungen behält sich das *und*, einmal bemerkt, stets das letzte Wort vor. Die Geltungs- und Beherrschungsansprüche begrifflicher Ordnungen besitzen plötzlich erstaunlich viele Lücken in ihren Zäunen.

¹ Laute ohne Bedeutung – so stuft Aristoteles die Konjunktionen in seiner Poetik ein. Insgesamt gliedert er die Bestandteile der Sprache dort nach Größe und Funktion in folgender Reihung: „Buchstabe, Silbe, Konjunktion, Artikel, Nomen, Verb, Kasus, Satz.“ (Aristoteles: Poetik, übers. v. Manfred Fuhrmann, Stuttgart 1982, S. 63)

² Peter Bexte: *Konjunktion & Krise – Vom ‚und‘ in Bildern und Texten*, Berlin 2019, S. 173. Dazu vorbereitende Aufsätze vom selben Autor: *Vorwörter – Bemerkungen zu Theorien der Präpositionen*, in Jan-Hendrik Möller, Jörg Sternagel, Lenore Hipper (Hg.): *Paradoxalität des Medialen*, München 2013, S. 25–40; *‚und‘ – Bruchstellen im Synthetischen*, in Gabriele Gramelsberger, Peter Bexte, Werner Kogge (Hg.): *Synthesis – Zur Konjunktur eines philosophischen Begriffs in Wissenschaft und Technik*, Bielefeld 2014, S. 25–40; *Trennen und Verbinden – Oder: Was heißt ‚und‘?*, in Dieter Mersch u. Michael Mayer (Hg.): *Internationales Jahrbuch für Medienphilosophie*, Volume 1, Berlin/München/Boston 2015, S. 51–66.

Mit diesen Beobachtungen und Fragen ist Peter Bexte im deutsch-sprachigen Raum nicht allein. Karen Gloy etwa nimmt sich dem *und* in der Mitte des philosophischen Grundproblems an, das mit dem Verhältnis von Einheit und Mannigfaltigkeit gegeben ist.³ In einer eingehenden Untersuchung betraut sie die Konjunktion damit, das Fundament einer Strukturanalyse zu bilden. Ein erster Schritt gilt dabei der Kommutativität der Konjunktion: Vom *und* aus kann die Reihenfolge der beiden Relata umgestellt werden, ohne dass sich Veränderungen in der Bedeutung der Gesamtkonstellation ergeben. Die Konjunktion agiert dann im Sinne von *und ebenso*. Um den Widersprüchen zu begegnen, die zwischen Einheit und Mannigfaltigkeit bestehen, kann die Konjunktion in einem zweiten Schritt auch Verhältnisse des gegenseitigen Ein- und Ausschlusses vermitteln. Dafür nimmt sie Konnotationen wie *und darin* oder *und jenseits dessen* an. Nachdem sich die Spannungen der begrifflichen Inkohärenzen jedoch nicht aufheben, bleibt zuletzt der Fall, eine gegenseitig ausgeglichene Abhängigkeit zwischen Einheit und Mannigfaltigkeit anzunehmen. Diese stützt sich schließlich auf ein temporales wie modales *und zugleich*. Allerdings erschöpft sich das *und* auch hier weder im Innern noch im Zwischen der verkoppelten Großbegriffe. Stets kann sie am Ausgang jedes Gesamtausdrucks wiederkehren, um auf irgendetwas Anderes zu pochen. Entsprechend ist zu ergänzen, dass die Konjunktion nicht nur verbindet, trennt und fundiert, sondern auch überschreitet.

Differenzmomenten dieser Art geht Mirjam Schaub in einem Aufsatz nach, der dem *und* bei Gilles Deleuze gewidmet ist.⁴ Auch wenn die Konjunktion in dessen Œuvre keinem eigenen Text vorsteht, bekunden die wiederholten Rekurse auf das *und* ein anhaltendes Interesse und lassen – so Schaub's Ansatz – einen methodischen Zug erkennen. Dieser bestünde dann im Kern daraus, den fortlaufenden Gebrauch der Konjunktion als prinzipielle Möglichkeit anzuerkennen und darin eine eigenständige Urteilsform zu finden. Während die beiden klassischen Urteilsweisen darauf abzielen, einem Sachverhalt seine Existenz sowie bestimmte Attribute zu bescheinigen, unterläuft das Relationsurteil diese Abläufe der Welt- und Selbstbestätigung: Zuerst lässt es deutlich werden, wie es in den beiden anderen Urteilsformen stets vorausgesetzt werden muss. Dann zeigt es deren Unvollständigkeit und Überschätzung auf, um fortlaufend gleichrangige Alternativen und Abweichungen anschlussfähig werden zu lassen. Wie verhält sich das vom *und* getragene Relationsurteil dann jedoch zu sich selbst? Nicht zuletzt die von Deleuze wiederholt angeführte Formel des *und und und* wirft diese Frage auf.⁵ Gewiss geht es dabei um den Exzess konjunktionalen Relationierens. Stößt die Konjunktion dabei jedoch mehrfach auf ein und dieselbe Sache, etwa sich selbst, beginnen formal-quantitative Aspekte wie Rhythmik und Zählung dominant zu werden. Ergänzend zu Schaub und Deleuze ist von daher auf die verwandte Konjunktion des *nicht nur, sondern auch* hinzuweisen, die den genannten Einschränkungen nicht unterliegt. Stattdessen trägt sie die von Schaub wie Deleuze intendierte Sensibilität für Differenzen auch über sich selbst aus und weist damit darauf hin, dass sich die

³ Karen Gloy: Einheit und Mannigfaltigkeit – Eine Strukturanalyse des „und“ – Systematische Untersuchungen zum Einheits- und Mannigfaltigkeitsbegriff bei Platon, Fichte, Hegel sowie in der Moderne, Berlin/New York 1981.

⁴ Mirjam Schaub: Das Wörtchen ‚und‘ – Zur Entdeckung der Konjunktion als philosophische Methode, in Friedrich Balke u. Marc Rölli (Hg.): Philosophie und Nicht-Philosophie – Gilles Deleuze – Aktuelle Diskussionen, Bielefeld 2011, S. 227–251.

⁵ Vgl. Gilles Deleuze: Drei Fragen zu *six fois deux* (Godard), in ders.: Unterhandlungen, übers. v. Gustav Roßler, Frankfurt a.M. 1993 [Paris 1976/1990], S. 67ff.; Gilles Deleuze u. Claire Parnet: Dialoge, übers. v. Bernd Schwibs, Frankfurt a.M. 1980 [Paris 1977], S. 63–66; Gilles Deleuze u. Félix Guattari: Tausend Plateaus – Kapitalismus und Schizophrenie, übers. v. Gabriele Ricke u. Roland Voullié, Berlin 1992 [Paris 1980], S. 41f.

Voraussetzung von „ein und derselben Sache“ nicht von selbst versteht.⁶

Schließlich gehört der Aspekt, dass eine vermittelnde Instanz nicht im Begriff ihrer selbst aufgeht, zu den Kerngedanken der medienphilosophischen Ansätze von Michael Mayer und Dieter Mersch.⁷ Zwar liegt auch in ihrem Fall bis dato kein eigener Text zur Frage der Konjunktionen vor. Doch nehmen sich beide Herausgeber des Internationalen Jahrbuchs für Medienphilosophie wiederholt der philosophischen Relevanz der Konjunktionen an. Für Michael Mayer agiert das *und* mitunter als *Medium par excellence*.⁸ Unbemerkt steckt die Konjunktion in allen möglichen Dualismen, um dort für die Notwendigkeit eines Dritten einzustehen, das Beziehung überhaupt erst ermöglicht und anders zu denken gibt. Entsprechend taucht in diesem Kontext auch das Argument konjunktionaler Überschreitung auf: Insbesondere gegen Auffassungen, die Beziehungen so weit wie möglich vorstrukturieren, kann das *und* für eine unbändige Offenheit, eine Öffnung auch und gerade gegenüber dem Unbestimmten oder Unverfügbaren eintreten. Dieter Mersch wiederum stellt die Beispielhaftigkeit einer einzelnen Konjunktion in Frage, bringt sie doch die Gefahr mit sich, Zeichen und Medium miteinander zu verwechseln. Stattdessen fokussiert er auf die situative Spezifik sprachlicher Fügungen und deren Voraussetzungen.⁹ Darüber geraten andere Zeichen verbaler Zwischenräume in den Blick – neben dem Bindestrich etwa die Konjunktionen *als* und *mit* oder die Präpositionen bzw. Präfixe *über* und *durch*. Jedes Zwischenwort zeigt auf seine Weise an, wie Zusammenhänge, Verweise und Rückbezüge als Ereignisse von Medialität geschehen und gehandhabt werden. Und so kehrt in den Spannungen zwischen Singularität und Exemplarität etwas wieder, das zugleich verbindet *und* trennt, fundiert *und* überschreitet und das vielleicht nicht nur für sich selbst der Frage wert gewesen sein wird.

Mit diesem Versuch eines kurzen diskursiven Überblicks wünsche ich den Zeilen von Derrida ein herzliches Willkommen im deutsch-sprachigen Raum. Mein Dank gilt allen, die an der Veröffentlichung mitgewirkt haben, insbesondere Ingo Vavra, Jean Derrida, Geoffrey Bennington, Michael Mayer und Simone Wackershauser.

⁶ Für eine eingehende Untersuchung der soweit versammelten Literatur vgl. Thomas Schlereth: *Konjunktion – Eine medienphilosophische Untersuchung*, Bielefeld 2018. Zu ergänzen wären heute einige Abschnitte aus Jean-François Lyotards *Der Widerstreit*, die explizit dem *und* gewidmet sind. Vgl. ebd., übers. v. Joseph Vogl, München 1989 [Paris 1983], S. 118, 121f, 134f, 294 sowie Thomas Schlereth: *Und – Das Zwischen als Grenze der Bedeutung*, in Jörg Sternagel u. Eva Schürmann (Hg.): *Denken des Medialen – Zur Bedeutung des „Dazwischen“*, Bielefeld 2024. In weiterer Ergänzung dazu siehe Brian Massumi: *Konjunktion, Disjunktion, Gabe*; übers. v. Christoph Brunner, in Isabell Lorey, Roberto Nigro u. Gerald Raunig (Hg.): *Inventionen 1*, Zürich 2011, S. 131–142 sowie nun vor allem Jacques Derridas *Et cetera*.

⁷ Vgl. Michael Mayer u. Dieter Mersch: Editorial, in dies. (Hg.): *Internationales Jahrbuch für Medienphilosophie*, Volume 1, a.a.O., S. 8.

⁸ Vgl. dazu die Einlassungen in *Kapital als Medium*, in Dieter Mersch u. Michael Mayer (Hg.): *Internationales Jahrbuch für Medienphilosophie*, Volume 2, Berlin/München/Boston 2016, S. 149; *Tarkowskij's Gehirn – Über das Kino als Ort der Konversion*, Bielefeld 2012, S. 11ff.; *Schleier Medium*, in Jan-Hendrik Möller, Jörg Sternagel, Lenore Hipper (Hg.): *Paradoxalität des Medialen*, a.a.O., S. 194 sowie *Melancholie und Medium – Das schwache Subjekt, die Toten und die ununterbrochene Trauerarbeit*, Wien 2019, S. 18.

⁹ Vgl. Dieter Mersch: *Meta/Dia – Zwei unterschiedliche Zugänge zum Medialen*, in Lorenz Engell u. Bernhard Siegert (Hg.): *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung*, Heft 2, Hamburg 2010, S. 205 sowie die weiteren Aufsätze *Wozu Medienphilosophie?*, in ders. u. Michael Mayer (Hg.): *Internationales Jahrbuch für Medienphilosophie*, Volume 1, a.a.O., S. 22–25; *Cum grano singularis – Jean-Luc Nancys ‚negative‘ koinōnia*, in Susanna Lindberg, Artemy Magun, Marita Tatari (Hg.): *Thinking With – Jean-Luc Nancy*, Zürich/Paris 2023, S. 65; und zur Frage der Relationen im Allgemeinen *Objektorientierte Ontologien und andere spekulative Realismen – Eine kritische Durchsicht*, in Magdalena Marszałek u. ders. (Hg.): *Seien wir realistisch – Neue Realismen und Dokumentarismen in Philosophie und Kunst*, Zürich/Berlin 2016, S. 123.